Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 269. Dienstag den 25. September 1888. 82. Jahrgang.

Der gute Doctor.

Erzählung von J. Ifenbeck.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin hatte bis dahin ohne Unterbrechung erzählt; nun mußte sie aber doch innehalten, um neue Kräfte zu sammeln. Willen sah sie mit einiger Besorgniß an; wie um ihr Zeit zu einer Erholung zu geben, stand er auf und ging in dem Zimmer auf und ab. Als er sich dann wieder niedersetzte, sagte er:

„Es wäre mehr als Selbstverleugnung, es wäre ein Heroismus der Tugend gewesen, wenn Sie hätten verzeihen und vergessen können. Was die Frau Brand anbelangt — ich will keinen Menschen schlecht machen, aber bei der kann man doch sagen: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und Art läßt nicht von Art!"

Nach einer weiteren Pause fuhr er fort:

„Wenn Sie der Frau Brand und ihrer Tante trotzdem eine Zuwendung machen, so erhalten diese in der That mehr, als sie verdienen. Das Geld fällt ja aber doch einmal der Justhane zu!"

„Die wieder ihrer Mutter ähnlich ist", warf die Gräfin ein.

„Ja, ja. Folge der Erziehung, Vererbung geistiger Anlagen, gewiß! Für die Sünden der Großmutter darf sie aber doch nicht verantwortlich gemacht werden. Wie war es aber mit Ihrem Sohn, Frau Gräfin?"

Frau v. Wolfseck seufzte tief auf und fuhr dann in ihrer Erzählung fort:

„Ich habe Ihnen schon gesagt, wann und wie ich zur Erkenntniß kam. Von dem Tage an, da man mir den Gatten mit dem Tode ringend brachte, habe ich nur ihn gelebt. Ich brach allen Verkehr ab, der Zustand Wolfseck's gab mir in den Augen der Welt Grund genug dazu. Nur einem kleinen Kreise vertrauter Freunde war unser Haus noch offen. Die schönsten Stunden waren mir aber die, welche ich in ungestörtem Beisammensein, allein mit meinem Gatten verleben konnte. Was ich früher vermieden, das schien mir nun das Köstlichste und Begehrenswertheste. Ich wachte mit der Eifersucht einer jungen Liebe darüber, daß keine Handreichung, die ich thun konnte, dem Kraftlosen von Fremden geleistet wurde. Was meines Mannes Diener, der alte Friedrich — Sie kennen ja die treue Seele — für seines Herrn Bequemlichkeit und Pflege ausführte, das schien mir wie ein Eingriff in meine Rechte. Und mit welchem Uebermaß von Liebe hat mir mein Gatte gelohnt, was ich nur in Erfüllung meiner Pflicht that, die mir so süß und leicht geworden! Unsere gegenseitige Liebe floß zusammen in der Liebe zu unserm Sohn, in dem ich das verjüngte Abbild seines Vaters sah. Dieser zeigte in seiner Liebe zu dem einzigen Sohne etwas wie von Verehrung, was Ihnen um so mehr paradox klingen mag, da er in der Erziehung strenge war. Ihm war aber der körperlich schöne und kräftige, geistig so reich beanlagte Knabe mehr als nur sein Sohn. Er war ihm der Erbe seines edlen Namens, das frische Reis, durch das der alte fast entlaubte Stamm seines Geschlechts zu neuer Blüthe kommen sollte. Alle Hoffnungen wurden auch in reichstem Maße erfüllt.

Als mein Mann starb, da nahm er die Ueberzeugung mit sich, daß der nun Zwanzigjährige, der einzige Wolfseck, ritterlich und adlig denke, mit jeder Faser seines Seins die Pflichten seines Standes stets für wichtiger halten werde, als die Rechte, die derselbe giebt. Von meinem Wittwenschmerz lassen Sie mich schweigen, wie eine Verklärung legte sich über denselben das Bewußtsein, daß ich eins mit dem Gatten war über Grab und Tod hinaus.

Altem Brauch in der Familie Wolfseck gemäß war auch mein Sohn schon früh in das fürstliche Haus eingetreten. Er schien zu den höchsten Ehrenstellen, zu Allem, was ein Menschenleben glücklich und beneidenswerth machen kann, prädestinirt. Wohl nie hatte es Jemand weniger nöthig als er, auf die Rechte, die Geburt und Stand geben, sich zu stützen. Durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten allein konnte er Alles erreichen, wie er sich durch seine gesellschaftlichen Talente, durch seinen Charakter und durch seine männliche Körperschöne die Herzen Aller im Fluge eroberte. Die Pflichten seinem Stande, die Pflichten seinem Namen gegenüber waren ihm heilig. Er war ein echter Ritter ohne Furcht und Tadel. Sehen Sie sich das Bild im rothen Salon an, Doctor, das Ihr Freund Grenau gemalt hat. Das ist mein Sohn, wie er leibt und lebt. Bis zum Närrischwerden habe ich ihn geliebt, ich habe ihn vergöttert, ich lebte und zehrte von dem Anschauen meines Kindes. Aber Gott hat mich schwer genug dafür gestraft — alle Qualen der Hölle können nichts sein im Vergleich zu Dem, was ich erduldet und gelitten habe. Mit eigner Hand trieb ich mein Kind in den Tod — sein letzter Seufzer war ein Fluch über die hartherzige Mutter!"

Die Gräfin sibhate tief auf. Ihre Brust rang nach Athem. Willen wollte ihr beispringen, sie vom Weiterreden abhalten. Die alte Dame deutete aber mit einem schmerzlichen Lächeln auf seinen Stuhl und bat:

„Lassen Sie mich doch, Doctor! Mir wird leichter werden, wenn ich Ihnen Alles gesagt habe. Ich bin bald zu Ende mit meiner Geschichte. — Man sagt wohl, der Schleier der Zukunft sei weniger dicht für die Mütter. Dann muß ich blind gewesen sein. Ich glaubte, das Glück meines Sohnes zu befestigen und zu mehren, wenn ich eine Frau für ihn nur in den ersten Familien des Landes suchte. Hätte er selbst die Hand einer Prinzessin von Geblüt gefordert, ich würde ihn in seinem Vorhaben bestärkt haben. Können Sie mir nachfühlen, was ich fühlte, als er, der Graf von Wolfseck, der Enkel des Reichsgrafen von Dornburg, mir eines Tages gestand, daß sein Herz schon eine Wahl getroffen, als er, der noch nie ein Geheimniß vor seiner Mutter gehabt hatte, mir offenbarte, daß er schon vor einem Jahre das Verlöbniß eines Mädchens angenommen, ihm seine Hand verpfändet hatte. Und zu diesem Bündniß verlangte er meine Zustimmung, er forderte von mir, daß ich als meine Schwiegertochter eine armselige Näherin anerkennen sollte, eine Person, die für Lohn von Haus zu Haus arbeiten ging. Mein ganzer Stolz bäumte sich auf. Ich bat meinen Sohn, ich beschwor ihn bei dem Andenken an seinen Vater, von dem thörichten, wahnwitzigen Gedanken abzulassen. Ich führte ihm seinen Großoheim und dessen Mißheirath als abschreckendes Beispiel vor Augen. Kein Bitten, kein Flehen half. Mein Sohn beharrte bei seinem Entschluß. „Ein Wolfseck bricht nie sein Wort", sagte er. Da drohte ich ihm mit meinem Fluch, mit dem Fluch seines Vaters, dessen Ruhe im Grabe er störe, dessen Namen er schände. „Gehe hin und überzeuge Dich, sieh meine Braut nur einmal, und Du wirst sagen, daß sie Werth ist, eine Fürstenkrone zu tragen." Das war Alles, was er meinen Bitten, meinen Drohungen entgegenstellte. Von dem Tage an standen wir uns wie fremd gegenüber. Oft genug wollte mich die Kraft, hart und kalt zu scheinen, verlassen. Ich fürchtete, daß der Schrei meinen Lippen wider Willen entfahren könnte: Nenne mir den Namen Deiner Geliebten — ich will sie Dir selbst als Deine Braut zuführen, nur gieb mir Deine Liebe und damit mein Leben wieder! Nächte lang habe ich auf meinen Knieen gelegen und Gott um Ausdauer in dem schweren Kampf gebeten, den ich mit mir selbst und mit meinem Sohne kämpfte. Glaubte ich doch recht zu thun, wenn ich mich dieser unwürdigen Verbindung widersetzte — glaubte ich doch stets, wenn ich weich wurde, die Stimme meines Gemahls zu hören, die mir zurief, daß Adel verpflichte!

Auf seinen Antrag wurde mein Sohn bald darauf zu einem andern Regiment versetzt; selten nur besuchte er mich in der Residenz, wohin er nur dann kam, wenn ihn eine Einladung zu Hofe rief. Ein Jahr später nahm er seinen Abschied und theilte mir als seinen unabänderlichen Entschluß mit, daß er mich ganz verlassen und in eine kleine Stadt am Rhein übersiedeln werde, wenn ich noch immer meine Einwilligung zu seiner Heirath mit der Rheinin versage. Die konnte und wollte ich jetzt weniger geben denn je. Ich fühlte nur noch einen unsäglichen Haß gegen das mir unbekannte Weib, das es meinem Sohne so angethan, das ihn Mutterliebe und Mutterstolz, seine Stellung und Würde für nichts achten ließ. Den Abend vor seiner Abreise ging mein Sohn zu Hofe, zum letzten Mal, wie er sagte. Mit seinem glänzenden Uniform, mit seinen Orden geschmückt, erschien er mir noch schöner durch den tiefen Ernst, der auf seinen Zügen lag — mein Hochmuth, mein Stolz wurde dadurch nur genährt, ich glaubte, Gott selbst zu beleidigen, wenn ich die Hand dazu bieten würde, daß dieses Meisterwerk seiner Schöpfung mit einem tief unter ihm stehendem Wesen sich verbinde. Am nächsten Tage konnte mein Sohn dadurch abreisen, er klagte über Schwäche und Schmerzen im Kopfe. Ich frohlockte im Stillen, sah Gottes Finger in der Erkrankung, die ich für ungefährlich hielt. Aber schon am Abend lag er im hitzigsten Fieber, ohne Besinnung; die Aerzte befürchteten das Schlimmste. In seinen wirren Phantasien sprach er von seiner Frau und rief sie mit den süßesten Namen, die mir das Herz zerfleischten. Wenn seine Besinnung auf Momente wiederkehrte, so verlangte er von mir, daß ich seine Braut benachrichtigen, sie holen lassen solle. Er nannte mir ihren Namen, ihren Wohnort. Aber ich ließ die Bitte ungehört verhallen, bis wieder neue Delirien seinen Geist umhüllten. Nach drei Tagen war jedes Hoffen auf Genesung dahin, mein Sohn rang mit dem Tode. Bei dem letzten Aufflackern seines Lebenslichtes kam ihm noch einmal das Bewußtsein zurück. Zu schwach schien, um noch laut zu sprechen, winkte er mir, dicht an ihn heranzutreten. Seine feuchtkalte Hand umklammerte meinen Arm, ich beugte mich über ihn, um sein letztes Lebewohl zu vernehmen. — „Fluch über Dich, Mutter!" — gellte es in mein Ohr — „Fluch über Dich, die Du mich sterben läßt, ohne daß ich sie noch einmal gesehen habe!" — Er wollte noch weiter sprechen, aber nur ein unverständliches Röcheln hörte ich, seine Hand löste sich von meinem Arm. Ich merkte nicht, daß ich zu einem Todten sprach, ich wußte nicht, daß ich einen Todten anflehte, mir zu sagen, wo ich sie finden könne, nach der er sich sehnte.

Als er auf keine Frage mehr Antwort gab, als man mich von der Leiche gewaltsam entfernte, da brach ich nicht etwa ohnmächtig zusammen, ich weinte auch nicht — die Erleichterung meines Jammers durch Thränen war mir versagt. Aber immer, bei Tage und bei Nacht, schlafend und wachend, sah ich das gebrochene Auge meines Kindes, hörte ich, wie die halbgeöffneten, verzerrten Lippen ihr furchtbares „Fluch über Dich, Mutter!" riefen. Selbst beten konnte ich nicht mehr — auch der Himmel deuchte mir durch den Fluch verschlossen.

Einem Mörder muß es eine Wohlthat sein, wenn er sein Haupt zur Sühne auf den Richtblock legen kann. Er kann auf Erbarmen des ewigen Richters hoffen, wenn die irdische Strafe an ihm vollzogen ist. Ueber mein Verbrechen konnte kein Gericht urtheilen, der Mord, den ich begangen, kann nur von Gott bestraft werden. Gemordet habe ich meinen Sohn — hätte ich seine Bitte erfüllt, so würde ihm mit der Stillung seiner Sehnsucht auch Ruhe und Genesung geworden sein!

Begreifen Sie das Furchtbare, das Dämonische im Menschenherzen, Doctor, daß ich trotz meiner Reue doch nie versucht habe, an Der, die mein Sohn seine Braut nannte, wieder gut zu machen, was ich an ihm verschuldet? Ich habe ihr nie nachgeforscht, und wenn ich jetzt will, so wird es ohne Erfolg bleiben, da ich keinen Anhalt habe.

Ich wollte mich selbst strafen! Neunzehn Jahre sind seit dem Tode meines Kindes vergangen. So lange habe ich wie ein Sträfling im Zuchthause gelebt. Nach Mailfeld zog es mich, weil ich glaube, daß mein Sohn hier in dieser Gegend sich seinen Wohnsitz erwählt hatte. — Ihnen, Doctor, und Ihrem Mündel danke ich es, daß ich nun einsehe, wie falsch mein Sinnen und Trachten war. Nicht durch Selbstkasteiung kann ich den Manen des Todten opfern! Hielt ich früher die Pflichten des Adels hoch, höher als das Glück meines Kindes, so will ich von nun ab, solange mir Gott noch Zeit giebt, den Pflichten gegen meine Mitmenschen leben. In dem Egoismus meines Schmerzes war ich hart und fühllos für die Leiden Anderer, und so habe ich auch Sie durch meine Abweisung gekränkt, als Sie für die armen Waisen bei mir baten. Sie sollen mich nicht mehr beschämen, Doctor! Aber helfen, rathen Sie mir auch weiter!"

Die Gräfin reichte Willen die Hand; sie fühlte, wie die seine heftig bebte.

„Der Name Ihres Sohnes?" fragte der Doctor hastig; auch seine Stimme bebte.

„Nannte ich den noch nicht? — Mein Sohn hieß, wie sein Vater, Hans Heinrich."

„Sie sagten, daß Ihr Sohn vor achtzehn Jahren starb. Wie alt war er bei seinem Tode?" fragte Willen mit wachsender Erregung weiter.

„Sechsundzwanzig Jahre. Aber weshalb dieses Forschen, Doctor, haben Sie etwas von meinem Sohne in Erfahrung gebracht, wovon ich noch nichts weiß? Oder haben Sie eine Spur des Mädchens entdeckt, das ihm so theuer war?"

„Ja — ja und noch viel mehr! Aber nur Gutes, nur Freudiges ist es, was ich Ihnen mittheilen kann. — Ich — ich hoffe wenigstens, daß es Ihnen Freude machen wird! Nur aufregen dürfen Sie sich nicht, Frau Gräfin!"

Willen griff nach dem Puls der alten Dame.

„Ich gebe guten Rath, und es thut noth, daß ich selbst ihn zuerst befolge", murmelte er unwillig und fuhr dann lauter fort:

„Ihr Sohn hat während der Krankheit nach seiner Frau verlangt — sagten Sie nicht so, Frau Gräfin?"

„Ja, aber darauf ist keinerlei Gewicht zu legen — nur in der Fieberhitze sprach er so!"

„Gerade dann spricht er wahr, weil er nicht wußte, daß er sein Geheimniß ausplauderte. Ihr Sohn hatte sich verheirathet, die Näherin zu seiner Frau gemacht!"

Frau v. Wolfseck saß aufrecht in ihrem Sessel, ihre Augen hingen wie gebannt an den Lippen des Arztes. Langsam jedes einzelne Wort betonend, fragte sie:

„Lebt meines Sohnes Weib, meine — Schwiegertochter noch?"

„Nein — sie starb, hier in Mailfeld, bei ihrer verheiratheten Schwester, wenige Tage, nachdem sie einem Kinde, einem Mädchen, das Leben gegeben hatte. Dieses Kind —"

„Ist Marie Müller!" fiel die Gräfin ein.

„Gott sei Dank, daß Sie das Wort ausgesprochen haben. Ich fürchtete wirklich, daß ich bei meiner Ungeschicklichkeit wieder mit der Thür ins Haus fallen könne."

„Und das würde mir geschadet haben? Ohne Sorge, Doctor. Wer so vielen Stürmen widerstanden hat, der kann auch einen unerwarteten Sonnenstrahl ertragen. Schmerz und Kummer haben mich nicht ganz überwunden — sollte mich nun die Freude tödten? Ich bin auch nicht erstaunt. Gottes Wege und Führungen sind wunderbare, sagten Sie ja auch. Und ferner, hat nicht schon die Stimme des Blutes gesprochen? War ich nicht des festen Glaubens, in Ihrem Mündel eine Verwandte, die Urenkelin eines Wolfseck zu sehen, als ich meine Pflegerin für die Tochter der Braut hielt?"

Willen beantwortete die Fragen nur mit einem beistimmenden Nicken, zog die Papiere aus der Tasche und breitete einen Theil derselben auseinander.

„Das Wichtigste ist die Beweisführung über Mariens Abstammung. Sie sehen hier den Trauschein der Eltern. Danach hat sich Ihr Sohn ungefähr ein halbes Jahr vor seinem Tode unter dem einfachen Namen Hans Heinrich mit Jungfrau Sophia Stridde in einer Dorfkirche nahe bei der Hauptstadt ehelich verbinden lassen. Als Zeugen bei der Trauung sind ein Graf Viereck und ein Baron v. Boyen genannt. Dann haben wir hier verschiedene Briefe, deren äußere Adresse „An Frau Sophia Heinrich, geborene Stridde" lautet; einer derselben trägt aber am Kopf noch den Vermerk: „An die hohe und edle Dame, die Frau Gräfin von Wolfseck" und die Unterschrift: „Hans Heinrich, Graf von Wolfseck". Der Inhalt der Briefe giebt Auskunft darüber, weshalb die junge Frau in Mailfeld bei ihrer verheiratheten Schwester sich aufhalten muß. Auch von Ihnen, Frau Gräfin, ist die Rede. Zwei Zeitungsblätter liegen bei; das eine bringt die Todesanzeige, das andere die Beschreibung des Begräbnisses Ihres Sohnes. Drei Monate jünger als das Datum dieser Zeitungen ist der Taufschein der Marie Heinrich. Daß diese und unsere Marie Müller identisch sind, geht aus einer Notiz hervor, die von der Hand des Ehemannes der jüngst verstorbenen Wittwe Müller in die Hausbibel eingezeichnet ist. Auch kann ich eidlich erhärten, daß die Wittwe Müller sterbend die Marie als ihrer Schwester Kind bezeichnet und auf diese vorliegenden Papiere verwiesen hat."

„Wozu noch weitere Beweise?" fragte die Gräfin mit unerschütterlicher Ruhe. „Der beste Beweis, daß Marie Müller die echte Gräfin Wolfseck, meine Enkelin, ist, der steht ihr auf dem Gesicht geschrieben. Behaupten Sie noch, daß die Natur nur gespielt hat, wenn wir Aehnlichkeiten sahen, Doctor? — Bitte, gehen Sie jetzt zu Marie, sagen Sie ihr auf die Art, die Sie für die beste halten, was sie wissen und erfahren muß. Dann bringen Sie mir meine Enkelin, die ich aus Ihrer Hand wie ein Geschenk Gottes empfangen will!"

Frau v. Wolfseck nahm einen der Briefe, die ihr längst verstorbener Sohn an seine Gattin geschrieben hatte; sie wollte denselben lesen, aber schon das erste Wort, der erste Zug der ihr so wohlbekannten Handschrift fesselten ihre Augen, wurden für sie zu einer Quelle von Gedanken. Das vergilbte Blatt, auf dem neben den Spuren lange getrockneter Thränen frische Tropfen glänzten, entsank der Greisin Hand, die krampfhaft dann sich auf das Herz preßte, dessen stürmisch laute Schläge keine Willenskraft hemmen konnte. Angstvoll starrte sie dabei auf die Thür, horchte sie auf jedes Geräusch, die Minuten zählend, die im bangen Harren lang wie Stunden wurden.

Jetzt öffnete sich die Thür, langsam und geräuschlos; hoch aufgerichtet trat Marie über die Schwelle.

Die Gräfin hatte die Arme weit ausgebreitet, wie ein Sonnenschein von Freude und Glück lag es auf ihrem Gesichte. Jubelnd und doch von unterdrücktem Schluchzen fast erstickt rief sie:

„Marie — Kind meines Kindes — Du Ebenbild meines Sohnes — komm an mein Herz!"

Das junge Mädchen war an der Thür stehen geblieben. Sein Gesicht war bleich, um die fest geschlossenen Lippen hatte sich wieder der herbe, stolze Zug gelegt.

„Marie!" rief die Gräfin; zweifelnd, klagend, bittend klang jetzt ihre Stimme.

Die Angeredete hob abwehrend die Hand.

„Wir müssen uns fremd bleiben, Frau Gräfin!" sagte sie tonlos, aber bestimmt. „Ich bin eine arme Näherin, wie es meine Mutter war. Niemals nehme ich als ein Gnadengeschenk von Ihnen an, was Sie in Ihrem Adelsstolz meiner armen Mutter nicht gewähren wollten!"

Die alte Dame hatte sich von ihrem Sessel erhoben. Sie trat dem jungen Mädchen einen Schritt näher, der Blick, den sie auf dasselbe richtete, war fest und durchdringend.

„Willst Du strenger richten als Gott? Willst Du mir, einer Greisin, die dem Grabe nahe genug ist, noch Vorwürfe machen?" fragte sie.

Marie bewegte verneinend den Kopf.

„Wir Beide haben nichts miteinander gemein, nun noch weniger als vorher", sagte sie. „Lassen Sie mich meinen eignen Weg durchs Leben gehen — ich hoffe —"

„Halt ein, Kind", unterbrach die Gräfin das junge Mädchen, ihre Stimme wurde weich und bittend. „Nimm mir nicht den Trost, die Freude für meinen Lebenskreis! Wenn Du mich noch nicht lieben kannst, so dulde doch meine Liebe. Weißt Du, was ich gelitten habe? Weißt Du, unter welchen Schicksalsschlägen ich hart wurde, daß ich nicht anders handeln konnte, als wie ich gehandelt habe?"

„Ich weiß Alles! Ich weiß auch, daß der Schatten meines Vaters zwischen uns treten würde, wenn ich jemals vergeben und vergessen könnte, was Sie, Frau Gräfin, an meinen Eltern verbrochen haben!"

Ein jammernder, klagender Ausruf zitterte durch das Gemach und schien ein Echo zu wecken, das in leisem Stöhnen nachhallte. Die alte Dame hatte keine Worte mehr für ihren Schmerz. Wankend ging sie jetzt auf Marie zu, die Augen immer noch bittend, flehend auf das herbe, stolze Gesicht derselben gerichtet.

Dicht vor dem jungen Mädchen sank die Greisin in die Knie. Mit zitternder Hand löste sie das schwarze Schleiertuch von ihrem Haupte, so daß die silberglänzenden Haare wie ein Trauerkleid sie umhüllten.

„Ich lasse Dich nicht! Zu Deinen Füßen bitte ich die verklärten Geister Deiner Eltern, mir zu vergeben und zu verzeihen. Ich lasse Dich nicht! Zu Deinen Füßen flehe ich Dich an, nimm Du den Fluch von mir, den Dein Vater sterbend auf mich gelegt. Laß mich Dich lieben, damit Du mir zum Segen wirst!"

Verwirrt, mit einem ängstlichen Erstaunen sah Marie auf die ehrwürdige und doch so bedauernswerthe Gestalt der ihre Knie umklammernden Greisin. Ein Beben, ein Zittern erschütterte ihren Körper und ihre Seele. Nun löste sich auch die Spannung in ihren Zügen, Thränen umflorten ihre Augen. Laut aufweinend kniete sie neben der Großmutter nieder, die ihren ersten Kuß wie ein Zeichen der Versöhnung mit den Todten empfing und dann die Enkelin mit einem Jubellaut, nun vor Wonne weinend, in die Arme schloß.

XI. Capitel.

Früher als sonst kam der Winter ins Land. Die hohen Giebeldächer der alten Mailfelder Häuser hatten sich große, weißflockige Schlafkappen aufgesetzt und sahen unter denselben noch gemüthlicher und behaglicher aus. Auf dem Marktplatz tummelte sich trotz der Kälte der Nachwuchs der ehrsamen Bürgerschaft, hier aus dem sämsamen Schnee groteske Figuren bildend, dort die glänzende Masse zu Wurfgeschossen formend und benutzend, an andern Stellen, sich niederlegend, in die weiche Decke einen Abdruck ihrer rundlichen Körper prägend. Die jugendlichen Gesichter glühten blaurothe, mußten die erstarrenden Hände auch oft durch Hauchen und Reiben wieder geschmeidig gemacht werden, die Lust an den Winterfreuden wurde dadurch nicht gedämpft, der laute Jubel nicht vermindert.

„Der Doctor kommt!" rief da wieder einer aus der heiteren Schaar, und alle eilten dem kleinen Herrn entgegen, der wie immer im kurzen braunen Röckchen, nur den Hals durch ein hellrothes wollenes Tuch gegen die Kälte geschützt und eine alte Pelzmütze auf dem Kopf, über den Marktplatz schritt. An seiner Seite gingen Hans und Lene, Beide in einfache, aber wärmende Mäntel gekleidet. Ein letzter, verspäteter Schneeball flog durch die Luft und traf des Doctors Kopf, die nur lose zusammengedrückte Kugel überschüttete Mütze, Gesicht und Bart des Mannes mit zarten Flocken. Einen Moment waren all die Kleinen still geworden, Aller Augen wendeten sich nach dem Missethäter hin. Als sie dann aber das scherzhafte Knurren des Kinderfreundes hörten und sahen, wie er prustend den Schnee abschüttelte, da brach der Jubel von Neuem los. „Der Doctor muß mit schneeballen! — Onkel Willen muß uns einen Schneemann machen!" hieß es von allen Seiten.

„Heute nicht", wehrte der Doctor ab, „später, wenn der Schnee besser zusammenhält. Jetzt habe ich auch keine Zeit. Der Hans und die Lene sollen zu der Frau Gräfin kommen, ich muß sie hinbringen. Aber lärmt und tobt nicht so, ihr Rangen. Nur wer artig ist, bekommt zu Weihnachten bescheert. Die gute Gräfin hat mir schon gesagt, daß alle fleißigen und artigen Kinder am Weihnachtsabend von ihr geladen werden. Das merkt euch!"

Willen faßte wieder die Hand des blinden Hans und ging mit ihm und Lene weiter.

In dem rothen Salon saß die Gräfin Wolfseck mit ihrer Enkelin Marie. Ein prasselndes Feuer in dem hohen Marmorkamin und duftende Blumengruppen vor den Spiegelscheiben der beiden Fenster ließen vergessen, daß draußen der Winter mit Schnee und Kälte seine Herrschaft angetreten hatte. Das Gemach hatte sein ganzes Aussehen verändert. Es zeigte nicht mehr die starre, düstere Pracht, sondern wohnliche Behaglichkeit; auf einem der kleinen Tische lagen weibliche Handarbeiten, auf einem anderen Bücher und Zeitschriften. Auch die alte Dame, die Herrin des Hauses, war in ihrem Aeußeren eine andere geworden. Statt des an Grab und Tod erinnernden schwarzen Sammetgewandes und des gleichfarbigen Kopfschleiers trug sie ein graues Seidenkleid und ein weißes Spitzenhäubchen. Der schlohweiße Scheitel contrastirte anmuthig mit den klaren, hellen Augen und dem wie verjüngten Gesicht, auf dem eine stille, zufriedene Heiterkeit lag.

Frau v. Wolfseck hörte zu, was Marie ihr aus einer Zeitung vorlas. Dabei sah sie bald auf die beiden großen Gemälde ihres Mannes und ihres Sohnes, die an der Breitseite des Salons hingen, bald auf ihre Enkelin, deren schöne Züge eine träumerische Weichheit hatten. Das Selbstbewußtsein war aus der ganzen Haltung des jungen Mädchens geschwunden. In der biegsamen Figur schien sich der unbewußte Wunsch nach einem festen Halt, der ein Sichanlehnen gestattet, aufzusprechen. Wie in einem träumenden Sehnen nach etwas Entferntem richteten sich die von langen Wimpern beschatteten Augen in den Pausen der Lectüre auch wohl auf die hüpfenden und züngelnden Flammen in dem Kamin, als wenn sie dort weiter lesen wollten in einer unentwirrbaren Schrift.

Friedrich, der auch ein anderer geworden, ganz frohe Heiterkeit an Stelle der früheren Vergrämtheit, kam und meldete den Doctor Willen an, dem Marie entgegeneilte. Mit der alten Vertraulichkeit tauschten die Beiden Gruß und Händedruck. Die Kinder, Hans und Lene, wünschten der Gräfin einen guten Morgen und küßten ihr dabei so graziös die Hand, daß die alte Dame dem Doctor lächelnd ein schmeichelhaftes Compliment über die Resultate seiner Erziehung machte. Aber Willen wehrte das Lob ab.

„Ich bin wirklich unschuldig daran", meinte er. „Daß das junge Volk sich bescheiden und fittsam beträgt, darauf halte ich, aber der feine Schliff, da hapert es bei mir selbst. Sie machen ja täglich die trübe Erfahrung, wie schlecht ich mich in feiner Damengesellschaft zu benehmen weiß."

Marie hatte die beiden Kinder in eine Ecke des Salons geführt und unterhielt sich mit ihnen über die Lehrstunden und die Schularbeiten für den nächsten Tag. Die kleine Lene klagte ihr Leid, daß sie so viel und immer mehr lernen müsse, während der blinde Hans voller Freude erzählte, wie ihn der Onkel Doctor heute wieder gelobt habe, daß er Alles schnell begreife und gut behalte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Frage der Schulreform.

* Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" setzt ihre Artikel über die Frage der Schulreform, besonders des höheren Unterrichtswesens, fort. Das officiöse Blatt schreibt an leitender Stelle:

Wenn die Bildung eines Volks fortschreitet, so muß naturgemäß die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts dieser Thatsache Rechnung tragen und dasselbe befähigen, die neuen Bildungselemente in sich aufzunehmen. Dieser wohl nicht anfechtbare Satz bildet den Ausgangspunct für alle Schulreformbestrebungen, und es ist wesentlich die Art der Auslegung des Begriffes „allgemeine Bildung", welche es mit sich bringt, daß die auf diesem Gebiete gestellten Forderungen so überaus verschiedene sind, und daß es unmöglich erscheint, Einheit in diese zahllosen Wünsche zu bringen.

Es wird bei der Schulreform meistens ein sehr wichtiger Punct vergessen: man macht sich nicht genügend klar, was der Schüler in der Schule und was er später, sei es auf der Universität, sei es in weiterer Vorbereitung auf einen bestimmten Beruf erlernen soll. Daher kommt es, daß sich in den Köpfen Mancher die höhere „Einheitsschule der Zukunft" zu einer speciellen Vorbereitungsanstalt für die Technik und verwandte Gewerbe gestaltet, aus welcher Alles verbannt werden müsse, was im praktischen Leben nicht verwerthet werden könne. Daß eine solche Auffassung des Wesens der Schule verkehrt ist, und daß die praktische Verwirklichung derselben durchaus nicht die Resultate ergeben würde, welche sich die Vertreter derselben davon versprechen, ist schon daraus zu ersehen, daß man sich auch bei seiner Fachschule für jüngere Schüler dazu hat entschließen können, diesen Weg zu betreten, sondern daß man stets dafür gesorgt hat, dem Schüler ein je nach den Umständen verschiedenes Maß von allgemeiner Bildung zu vermitteln.

Die Cadettencorps z. B. sind doch militairische Vorbereitungsanstalten, die Präparande derselben gleichen aber natürlich außer den speciell militairischen Unterweisungen fast völlig denen der Realgymnasien. Es ergiebt sich daraus, daß es immer nur ein Theil der Fachkenntnisse ist, welche auf der Schule gelehrt werden können, wenn dieselbe ihrer höheren Aufgabe gerecht werden will.

Wenn man unter diesem Gesichtspunct an die Frage herantritt, welche Veränderungen sich im höheren Schulwesen empfehlen würden, so wird man zunächst darüber schlüssig werden müssen, ob die bisherigen Resultate der Schulen zufriedenstellende gewesen sind oder ob sich ein fühlbarer Mangel an Begriffsfähigkeit bei den Abiturienten geltend gemacht hat. Nun ist es keine seltene Erscheinung, daß Abiturienten der vielgeschmähten humanistischen Gymnasien sich dem Studium der Mathematik widmen, obwohl sie auf dem Realgymnasium in dieser Wissenschaft weiter gefördert werden. Es ist aber seitens der Professoren der Universität und aus sonstigen maßgebenden Kreisen nicht die Klage laut geworden, daß jene jungen Männer hinter den Realgymnasiasten zurückgeblieben wären. In ähnlicher Weise haben sich die Gymnasiasten auch anderen realen Wissenschaften zugewandt und stets dieselben Resultate erzielt wie Diejenigen, welche auf die Hochschule etwas mehr specielle Vorkenntnisse mitbringen. Es muß also doch die Schulung des Geistes, welche auf dem humanistischen Gymnasium erfolgt, auch für diese Fächer eine entsprechende gewesen sein.

Nun soll aber damit nicht behauptet werden, daß die heutigen Unterrichtszustände für alle Zukunft unverändert bestehen bleiben müßten. Es läßt sich darüber streiten, ob die bedeutenden Fortschritte der Naturwissenschaften in dem Lehrplane der humanistischen Gymnasien in völlig ausreichendem Maße zum Ausdruck gelangen, ebenso wie darüber, ob das nationale Element in